

# Unterhaltungsbeilage

## der „Saale-Zeitung“

№. 102

Freitag, den 10. Oktober

1919

### Der Kampf um den Mann.

Roman von Carry Bradvogel.

(I. Fortsetzung)

Handdruck verboten.

Der Besuch in den Vormittagsstunden ließ zu wünschen übrig, aber nachmittags drängten sich die Leute, das jetzt weiße die Köpfe gelöst haben mußte. Unaufrührliche Surren, Schwaben und Laiken erfüllte den Saal, eine Musikkapelle schmetterte anerkennende Würdige und Lieber über die wogende Menge hin. Die Gesichter glänzten, die Augen bligten, hinter schüchternen Worten barg sich ein fahler Sinn; die Luft, schwer von Staub, Hitze, Nacht, menschlicher Ausbünstung, Parfüm und dem Duft wellonder Blumen, schien von glühenden Geheimnissen erfüllt, die nur des Abend, des Tanzes warteten, um sich zu offenbaren.

Die Mütter, deren Dichter im Bazar verkauft, kamen natürlich, um sich von den persönlichen und finanziellen Erfolgen ihrer Kinder zu überzeugen, mit Genehmigung festzustellen, daß andere Mädchen nicht so unheimlich reich waren, daß der eigenen Tochter weniger geblüht, weniger abgetanft wurde, als die mütterliche Eitelkeit erwartet hatte. Zwischen Nachmittag und Abend kam auch die vermeintliche Frau von Merz, trotz ihrer fünfundsünfzig Jahre noch eine frische, vornehme Erscheinung, in der Schönheit der Gestalt der jüngsten Tochter ähnlich. Sie hatte schon ganz weißes Haar, das sie über der Stirn in schönen großen Locken trug, die bis zu ihren dunklen Augen und Brauen kontrastierten. Auf eine gewisse Entfernung wirkte sie nicht wie die Mutter, sondern wie eine ältere Schwester ihrer Tochter, besonders wenn, wie jetzt, innere Zufriedenheit aus ihrem Gesicht sprach. Soß sie doch, daß Maximilian Saranoff, der junge reiche Russe, der Tilde schon im Laufe des Winters auf den stimmungsbildend merkwürdig ausgezeichnet hatte, ihr auch heute auffallend, vielfach etwas zu auffallen, den Hof machte. „Du anzusehen“ dachten aber wohl nur Unbeteiligte, vor allem die Familien, die den Werks den reichen Freier nicht gaben. Tilde hatte gar nichts dagegen, daß jeder und insbesondere jede sah, wie sie gefeiert wurde, und Frau von Merz lächelte dazu. Wäre sie das glückliche Mädchen derer, denen die Stimmen des Meeres süß wie Silbergloden klingen. Sie war, ehe der ältliche Herr von Merz sie geheiratet hatte, die Tochter einer armen Offizierswitwe gewesen, zwischen kümmerlichen Brotzorgen und brennendem Weid auf die Weiden ging ihre Jugend hin, bis der Direktor sie in sein wohlhabendes Haus führte. Als dann die Tochter herabzuwachen (der Vater erlebte es nicht mehr), wollte sie mit ihnen dreifachen Weid erregen. Die beiden Kellern schlugen auch auf ein. Daga war nur zwei Jahre ausgegangen und hatte dann gleich den reichen Oberleutnant Verling geheiratet. Und Tilde —

„kommen Sie, gnädiges Fräulein, machen Sie mit mir einen kleinen Spaziergang durch den Saal!“ bat Saranoff eben in seinem klaren, harten Russisch-Deutsch und blühte mit seinen schönen dunklen Augen Tilde lebend an. „Weil, Herr Saranoff, jetzt nicht! Erst wenn Frau von Merz wieder hier ist! Eine von uns muß hier sein, sonst geht alles drunter und drüber!“

Er wollte wieder mit Witten in sie bringen, als eine kleine Bewegung um die Balustrade her entstand. Zwei Männer näherten sich, denen alle Blicke neugierig folgten, während die Jungen hinter ihnen her huschten. Sie waren beide groß, dem einen mit den hellen Augen, dem anderen mit den unferntigen Gesicht merkte man sofort preussische Militärdiener an, trotz des Blaus, das er trug. Das war keine Hohelitz Prinz Chlodwig, aus einer Seitenlinie irgendwelcher norddeutschen Fürstentümer, der in jener eleganten und weiteren Verwandtschaft als ziemlich degeneriert angesehen wurde. Er liebte nämlich die Malerei. Liebt sie aber nicht, wie

die Fürsten sie lieben, als Darstellungsmittel herrlicher, höher oder mindiger Vorgänge, sondern fand Geschmack an der Moderne. Ja, er entdeckte sogar, daß er selbst ein bißchen Talent dafür habe, ließ sich daher einstudieren in die Kunst seines Regiments stellen und ging nach München, um nicht sein Adjutant, sondern Anton Rothauer, der mit zwei Damenblühlingen in der letzten Session das größte Aufsehen gemacht hatte. Und auch jetzt galt die allgemeine Aufmerksamkeit nur ihm, nicht dem Prinzen, den nur wenige kannten.“ Als Tilde ihn kommen sah, holte sie gleich ein ganzes Paket Briefe aus dem Brustbogen vor. „Herrn Anton Rothauer ... Herrn Anton Rothauer ... Herrn Anton Rothauer ... Herr“

„Gefas na,“ unterbrach er sie lachend und hob abdrehend die Hände, die in braunroten Gaces Nummer adrebiert steckten, „so viel Briefe! gib's ja gar net!“

Er stammte von Bauern aus der Tölzer Gegend und wußte immer noch seine Sprache bäuerlich, weil er wußte, daß das geziel. In anderen Heuerlichkeiten spielte er gerne den tadellosen Weltmann. Er hatte alle aufdringlichen Künstlerwörter, hatte kein individuelles Gemwand, keine nennenswerten Schulden und keine Frau, die früher Möbel gewesen war. Er war ein städtischer, dunkelblonder Mensch, dessen breiten Kinnladen und pfiffig-lustigen grauen Augen man den Bauern anjah; auch sein lautes Wublenlassen zeigte nichts von häßlicher Kultur.

„Also, Herr Rothauer, da sind Ihre Briefe.“ Und ein Paket ist auch da. Logegebüß: die Hälfte vom Erlös eines Porträts ...“

„Wie gang's!“ sagte Rothauer gemächlich und händigte Tilde ein Goldstück ein. Und da sie es eindecken wollte: „Sie, Fräulein, rausgehen net vergessen!“

„Aber Sie sind geizig!“ sagte sie schmolend.

„Wahrlich! Geizig ... so an armer Maler schind't sich eh' zu Tod! Und auf so an Bazar da fan' er ein ein' rum die die Schöngier; grad ausfäden müßten 'f' einen!“

Die letzten Worte hatte er mehr zum Prinzen gesprochen, wohergelegene Sprachlosigkeit zugehört hatte. Er, der seine, wohergelegene Sprachlosigkeit die des Halbbauren, der er war, die beste Unbejahung aus altem Dynastienbau, schwärmte für die Künster war. „Was esst, was Boße war: an Rothauer, konnte er nicht erkennen. Er wußte nur: „Ist etwas gab's bei uns zu Hause nicht,“ und war fertig.

Während Tilde absichtlich langsam in ihrer Kasse nach Kleingeld suchte, sah Rothauer sie aufmerksam an.

Schließlich meinte er: „Aufen S' gut sein, Fräulein, ich schen's Ihnen, sonst müßten S' bis auf 'd Fröh nach Kleingeld suchen!“

„Sie laßt ihn herzhast an.“ „Stien Dank im Namen der Säuglinge!“

Rothauer schnitt ein Gesicht. „Geh, son S' had von so was! Wegen die Wiedelfinder sollen Sie's net behalten, sondern ...“

Saranoff hatte schon die ganze Zeit über sehr mißvergnügt dem Zwiegespräch der beiden zugehört. Jetzt trat er, eine Frage an Tilde richtend, direkt zwischen sie und den Maler. Der Prinz schien über diese Unruhe etwas erstaunt und sah den Freund fragend an. Rothauer sagte aber nur gefassen: „Hoppla!“ und wollte weitergehen.

In die dem Augenblick trat Franziska von Merz zur Balustrade. Am Wäffelt hatte man sofort Rothauer und die Hohelitz entdeckt und schaute ihnen gleich ein halbes Duzend Setzische zu freundlichem Antau. Eben hatte sie mit ihrer ergriffenen Schüchternheit gesagt: „Trinken die Herren keinen Sekt?“ da nahm ihr schon Saranoff den Silbereller aus der Hand. „Entschuldigen, gnädiges Fräulein, einen Augenblick!“ Er wandte sich zu Tilde. „Trinken Sie! Für jedes Glas, an dem Sie nippen, hundert Mark!“ Zu leichter Leutselge hielt er ihr mit einer demütigen Bewunderung die Setzische entgegen.

um eine schlechte Nacht, denn abermals war im Weltans ein Schlenker, und man schien es ihr gewiß, daß zum mindesten der Untergang des Dorfes bevorstände. Mit anhänglicher Neugier schaute sie ihr Gewissen und ging noch an die dem Morgen zur Weichte. Dams Ganggründer aber hatte die Potensiddel wieder an ihre Stelle gebracht, sie hatten ihm einen größeren Dienst erwiesen, als es fünf Sandgehilfen hätten tun können.

„Gep, der Obernecht dem Müller, lag zwei Tage ob der ausgehenden Schreckens lebend zu Bette, und es schmeckte ihm mehr Essen noch Trinken, während Jörg, der Meister des Kerkers, acht Tage wie eine wandelnde Leiche herumlag. Der Fischer dachte sich seinen Teil, sagte aber zu seinem Menschen ein Wort; denn er hatte in Zukunft in der Tat vor Widdieben Ruhe.“

### Lokomotiven mit Petroleumfeuerung.

Ein Mittel zur Verringerung der Kohlennot.

Infolge der gewaltigen Kohlenpreise, die fast sämtliche Länder erleben und erleben, sucht man naturgemäß alle anderen Brennstoffe für die Feuerzwecke nutzbar zu machen. Neben dem Holz, dessen Anwendung als Feuerzweck in der Vergangenheit, weil mit der Natur es verbunden, recht beschränkt, so fern es sich nicht um sehr weiträumige Länder wie Rußland handelt, können in erster Linie die Petroleumquellen einen Ersatz für die Kohlen bieten. Und zwar sucht man das Erdöl jetzt in Frankreich und England als Heizstoff auch für Lokomotiven anzuwenden.

In Deutschland haben verschiedene Fabriken bereits vor dem Kriege Petroleumlokomotiven gebaut; doch kamen die nur für Gruben, Feld- und Straßenlokomotiven, niemals aber für Vollbahnbetrieb in Betracht. Die ersten Versuche mit Petroleumfeuerung für Maschinen auf Hauptbahnen wurden von dem Ingenieur Dieudonné innerhalb des Bahnhofs der französischen Eisenbahn angeestellt. Dann nahmen sich russische Techniker des Problems an, und bald wurde in den Petroleumgebieten am Kapischen Meer allgemein die Petroleumfeuerung für Lokomotiven eingeführt. Zuletzt haben die Amerikaner versucht, die unermesslichen pennsylvanischen Erdölgebiete für den Antriebe ihrer großen Lokomotiven auszunutzen, und es soll den bekannten Bahndirektoren Werken gelungen sein, Petroleumlokomotiven zu bauen, die allen Anforderungen genügen. Die Feuerung besteht hier aus einem sogenannten Erdförderer. Er besteht aus einem nach dem es auf etwa 120 Grad C. erhitzt wird, um es weicher zu machen und leichter Verteilung flüssiger zu machen, mit Hilfe von sog. Fortzulen, einer besonderen Art von Verflüssigungsapparaten, durch einen Dampf- und Luftstrahl sein zerstäubt und in die Feuerbüchse eingeführt, wo es dann einer vollkommenen Mischung mit der Verbrennungsluft zusetzt und ohne Rückstände verbrennt. Ein besonderer Vorzug der Petroleumfeuerung liegt darin, daß es bei weitem keinen so starken Verbrennungsluft erfordert wie die Kohlenfeuerung, und daß es einen sehr viel geringeren Arbeitsaufwand zum Einbringen des Brennmaterials in die Feuerung und deren Wartung und Reinigung nötig macht, also eine gemächliche Entlastung des Heizers bedeutet.

Bei Petroleumfeuerung (man spricht häufig von Masulführung, da als Heizstoff meistens ein bei der Petroleumdestillation gewonnener dickflüssiger Rückstand, Man genannt, verwendet wird) hat der Heizer nur den Zutritt des Erdöls aus dem Tankerent zum Gefäß über zu regulieren, während er bei der Kohlenfeuerung auf einer Schnelllokomotive von 80 Kilometer Stundenleistung stündlich ungefähr 2 Tonnen Kohle in die Feuerung werfen muß.

Waher kam für Westeuropa deshalb die Petroleumfeuerung so gut wie überhaupt nicht in Betracht, weil Petroleum weit teurer als Kohle war. Nun aber, da es an Kohle mangelt, erwägt man in Ländern, wie z. B. Frankreich, das von Rumänien und Pennsylvanien aus in genügenden Mengen mit Erdöl versorgt wird, ernsthaft den Umbau von Kohlen- in Petroleumfeuerungen. Die Kosten eines solchen Umbaus der technisch nicht sehr kompliziert ist, werden von französischen Bahngesellschaften mit 20—30 000 Franc für die einzelne Lokomotive angegeben. Sollen demnach in einem größeren Bahngesellschaft Lokomotiven in dieser Weise umgebaut werden, so würde diese Umrüstung einer ganz gemächlichen Kostenanstieg bedeuten, der sich nur dann lohnen kann, wenn nicht nach kurzer Zeit schon wieder Petroleumfeuerung gegenüber dem alten System ein verdienstlicherer Ertrag sein wird. Es werden deshalb zwischen petroleumlokomotiven Versuchslokomotiven geschaffen, die von seit den Kohlenlokomotiven herbeiführen sollen. Auf eine verhältnismäßig preisgünstige, lange Reihe von Jahren das Petroleum an die Bahnen zu einem solchen Preise zu liefern, daß die durch die Verfeuerung von Petroleum erzeugte Wärmeleistung wesentlich billiger ist, als die durch Kohlenleistung hervorgerufene Kalorie. Dabei ist noch der zunehmende des Erdöls sprechende Umstand zu beachten, daß eine Tonne russischen (schwereren) Petroleums den gleichen Heizwert hat, wie 1 4 Tonne leichteres, und 1 Tonne rumänischer (leichterer) Petroleums soviel wie 1,2 Tonne Kohle. Es ist demnach zu erwarten, daß in Frankreich schon in kurzer Zeit eine Anzahl von Petroleumlokomotiven

dem auch dort schmerzhaften Verzehr anzuwenden versuchen wird, sofern die Petroleumlieferanten die gewünschten Zugeständnisse machen, während wir in Deutschland noch auf lange Zeit hinaus wenig Kohle und noch weniger Petroleum haben werden und uns daher einmischen das Weisen, wie so vieles andere, eben abzuwöhnen müssen.

### Bunte Zeitung.

Dichter und Possenreißer.

Zu Moritz in der Bretagne steht ein Gebenstein für den dort geborenen Schöpfer der „Amours jaunes“, den Dichter Tristan Corbière, der ebenso tiefempfundene Gedichte verfaßt wie er sich durch seine Ueberpanntheit bemerkbar gemacht hat. Aber diese Ueberpanntheit hatte einen tragiischen Hintergrund. Corbière, der jung starb (er lebte von 1845—1875), war wegen seiner Heißhigkeit weit bekannt. Sein Aussehen war so lächerlich, daß er förmlich zum Spott herausforderte, und das merkte ihn von der Natur so tiefmütterlich behandelnd Dichter, sich noch abfäredender zu machen. Er war ein vollkommenes Gerippe mit einer schrecklichen langen Nase. Eines Tages ließ er sich Haar, Bart und Augenbrauen rasieren und ging in Gefangenenscheidung durch die Straßen. Er hatte es darauf angelegt, alle Passanten zu erschrecken.

Im Rom ging er während des Karnevals in aufstrebendem Frack, eleganten Schuhen und ebenfalls handschuhend, aber mit einer Bischofsmütze auf dem Kopfe durch die Straßen. Die Augenbrauen hatte er sich fortzerrt und auf die Stirn zwei schielende Augen malen lassen, die zum Himmel blühten. Ihm folgte ein kleines Schwein, das mit rosa Bändern geschmückt war und das er an einer roten Seidenbahn führte. Aber dieser Spott gelang dem Volk nicht, das ihn als eine Verhöhnung aufnahm, und er betrug eine tüchtige Anzahl Bräute. Doch endlich gelang es Corbière für gut, Rom zu verlassen, aber die Bischofsmütze nahm er mit nach Paris, wo er mit der Witze belästelt, am Fenster sitzend und Pfeife rauchend, alle Vorübergehenden mit seinem Segen beglückte. Der große Gerny erregte viel Aergernis und wurde natürlich verboten. Aber Corbière kam bald auf neue Kosten, nicht aus irgendwelcher Luft, für sich ein Kommando zu machen, sondern um die Aufmerksamkeit von seiner Heißhigkeit abzulenken, die sein Leben verbitzerte und eine tiefe Schmerzart verursachte. In seinen Gedichten kommt denn auch diese Schmerzart zum Ausdruck.

Das schon früher erwähnte Rime. Die schöne Stadt Rime, die dem Fürstentum der Entente so viel Kopfzerbrechen verursacht, ist in ihrer bewegten Geschichte schon von anderen Völkern beansprucht worden als von Italienern und Jugoslawen. Im Jahre 1779 forderte Ungarn Rime für sich und erhielt auch die vielbesetzte Stadt zugehörig. Im Jahre 1809 wurde sie von Napoleon besetzt, und im Jahre 1813 ging sie in englischen Besitz über, um ein Jahr später von England an Österreich übertragen zu werden. Unterbrochen war die Stadt, die in der modernen Geschichte eine ähnliche Rolle spielt, wie die schöne Helena in Homers Gesängen, bis 1918 in österreichischen Händen; um nun nach dem Tode von St. Germain den Janfabel der Italiener und Italienern Erben einer für immer verfallenen Großmacht zu bilden.

Zweiholzhackeln aus Palmblättern. Mehrere britische Firmen in Cochin und Ceylon haben sich ein neues Verfahren zur Herstellung von Zweiholzhackeln und Zweiholzhackeln patentieren lassen. Die Herstellung der gewöhnlichen Zweiholzhackeln aus dünnen Holzstreifen erfordert, wie „Das Wissen“ mittelt, große Mengen geeigneten Holzes, dessen häßliches Vorkommen die Schließung mancher reichlich Holzfabrik in Indien verursacht, hat. Anßer der Schwierigkeit geeignete Holzstreifen heranzustellen, sind zur Herstellung von Zweiholzhackeln kostspieligen Maschinen nötig. Die Erfinder behaupten, daß die Wälder und Wippen gewisser Palmarten, beispielsweise der Satas und der Palmra-Palme, anstelle des jetzt allgemein im Gebrauch befindlichen Palmblättern sehr allgemein in Gebrauch sein können. Besonders großes Verwendung finden können, der Wälder fähig den Baum nicht, und die Ausdauer ist unerschöpflich. Die Wippen von Palmblättern sind sehr hart, frei von Verwerfungen und abwärts weniger als Holz; sie geben ideale Hölzer ab, die beim Anfrischen nicht brechen. Zur Herstellung von Zweiholzhackeln werden die Palmblätter falls sie zu trocken sind, erst in Wasser oder einer anderen geeigneten Flüssigkeit geteicht, in passende Längen geschnitten und wie gewöhnlich abgetrocknet. Der Schwelkasten, der die Holzger annimmt, wird ähnlich angefertigt. Die Wippen werden getrocknet und weichen gemacht, in geschmolzenes Gars, Paraffin oder andere geeignete Substanzen, und dann die Köpfe in eine Bandmasse getaucht. Zur Anwendung dieses Verfahrens soll keine kostspielige Maschine nötig sein.



(Nachdruck verboten.)

Hans Langgraber, der Pfleger von Osterberg, hatte eben von seiner vorgelegten Besuche einen Bericht erhalten, den er entnahm, daß es nicht möglich sei, für den erkrankten Geistes einen Ersatz zu stellen, doch wurde gnädig für die vermehrte Arbeitsleistung, die seine Vorgesetzten a. s. w. persönlich annehmen, eine Remuneration, wie das letzte verbindliche Wort heißt, in Aussicht gestellt. Trotzdem entwarf sein Pfleger ein Urteil über die Sache; denn die Entscheidung kamte er. Auf dem Papier hatte er schon ein kleines Vermögen in Remunerationen erhalten, in Wirklichkeit nicht so viel, um einen Titel besorgen lassen zu können. Wogte man einem Pfleger gegenüber eine leise Anbitterung, wurde man auf einen späteren Zeitpunkt vertagt, den der Pfleger allerdings so wenig erlebte, wie den nächsten Falltag, den Altemeten.

Und gerade jetzt hätte er einen Gehilfen notwendig gebraucht; denn seit einiger Zeit waren in seinem Revier Wildbiede in frecher Weise an der Arbeit. Ein paar Dutzend Rächte hatte er schon gepflanzet, ohne mehr als die Spuren der Wilderer zu finden.

„Ich kann mich doch nicht vertieren,“ sprach der Pfleger, „und an allen vier Ecken des Reviers zu gleicher Zeit sein. Ein Mann für das große Revier ist zu wenig.“

Aber Hans Langgraber war zu sehr Bedmann, als daß er, wie vieleicht anderer, den Dingen ruhig ihren Lauf lassen und nicht die äußersten Anstrengungen gemacht hätte, dem Treiben der freien Burchen und Wildbieder, sie schloffen alles, was ihnen in Schußweite kam, — Einhalt zu tun.

Er nahm seine geliebte Pflanz, stochte sie und setzte sie in Brand, ließ sich in der Erde des Sojas nieder und pflanzte, er bald in einer Wölke verschwand. In dieser Lage pflegte sich bei Hans Langgraber die besten Gedanken einzufallen.

Er hatte einen leisen Verdacht, und auf ihn baute er einen abenteuerlichen Plan auf. Bald zwanzig Jahre war er in der Gegend und kannte die Bevölkerung wie nicht leicht ein zweiter. Vergnügt fuhr er sich mit der Hand über den langen Wolfbart und in seinen Augen blühten tausend Teufel.

Wenn er die Spitze schon nicht auf freier Lat erweisen konnte, wollte er sie ungeheuer betreiben, daß ihnen das Wiederkommen gewiß für alle Zeiten verging.

In die er Nacht machte der Pfleger geheimnisvolle Wege. Wie ein Dieb schlich er dahin, sah sich um, verteilte das Dorf aber nicht und schreie schon nach einer halben Stunde wieder ins Dorfhaus zurück. — Seinen größten Mutmaß brachte er, daß sich zum Herbeigehen gefüllt, mit, verbergte ihn sorgsam in seinem Kledersack und schloß diesen ab.

Die Wirtshäuserin des Herrn Patters war eine sehr fromme Person, aber an dem Morgen, der dieser Nacht folgte, betete sie zweimal so andächtig als gewöhnlich. Das war eine Nacht gewesen, so nach ihm in der Erinnerung daran Schauer auf Schauer über den Hüden, und sie beteuerte sich in einem fort. Hundsdorf hatte es gegen zwölf Uhr, um die Helferslunde, im Weingarten rumort, in dem unbekanntem Schälchen aus früheren Jahrhunderten aufbewahrt wurden. Die Toten hatten Zeichen gegeben, daß sie ob sie aufstehen wollten und jeder Schälchen die ihm gehörigen Andeutungen machte. Das hatte nichts Gutes zu bedeuten, etwas Schreckliches nach bevor, ob ihr oder dem ganzen Dorfe, dachte sie nicht.

„Herr erbarme dich unser,“ betete die von allerlei Mahnwortungen Weingärtin, „denn vergiß uns unsere Schuld und erlöse uns von dem Uebel.“ Immer noch kante das schreckliche Geräusch, wie wenn Totenschälchen übereinanderkollekteten, in ihren Ohren.

Gegen Abend begab sich Hans Langgraber mit dem kranken Revierhüter ins Revier, und es war schon acht Uhr über, als er endlich tödliche heimkehrte. Mit Befagen ließ er sich das Essen schmücken, zündete dann die unvermeidliche Pfeife an und ging ins Wirtshaus hinter, wo er sich im Hinterhüben niederließ. Der Pfleger und der Doktor waren auch schon da, und eilhaft brachte der Wirt die Karten. — „Ach, das tut gut,“ meinte der Pfleger, als er den ersten Schluß getan, „hundertmal bin ich. Die Herren am

grünen Tisch schiden mit keinen Ersatz für den Moosbacher, nun muß ich alles allein tun und sollte überall zu gleicher Zeit sein.“ „Aber,“ schloß er grimmig und begann die Karten zu mischen, „wenn Sie mit heute den letzten Schwanz erlösen, wie ich keinen Schritt mehr vom Haus weg gibe.“

Die mit lauter Stimme gesprochenen Worte waren auch in der Rede zu hören, und im nächsten Augenblick erhob sich der gute Wirt, um, nachdem er sich unmerklich umgesehen hatte, gar nicht ihre Besuche, wünschsten allezeit „Gute Nacht!“ und verließ das Gasthaus.

Ganz gemächlich gingen sie auf der Dorfstraße hin, waren aber plötzlich hinter einem Hause, wie in dem Boden verschwand. Mit lauten Sägen wie sie über die Wiese dem Wirt zu, der sie ungeheuer erschrecken, und waren nach kurzer Wanderung bei einem hübschen Gebüsch angelangt, in das sie eintraten.

Wenn der Pfleger anfang, Karten zu spielen, dann sah er fast bis lange nach Mitternacht das kranken Gesicht und der Jäger, und sie traten in aller Ruhe ihre Fortbewegungen für den bevorstehenden nächsten Tag- und Nachtzug.

Nach etwa zehn Minuten traten sie wieder aus dem Gebüsch mit geschwätzten, völlig unerkennlich gemachten Gesichtern, mit Stügen und Patronenbeutel versehen, und nun fragte Jäger: „Sey, mohin?“

„Gerecht zum Oberwald, dort wo ich eine feste Stelle.“ — Lautlos und ohne zu sprechen schritten sie über den Waldboden dahin. Im Himmel war der Mond ausgegangen, im Walde aber dieses es dunkel, und nur dann und wann fiel durch eine Lücke in den Tannen ein heller Schein auf den Weg.

Sey ging voraus, und Jäger folgte ihm auf dem Fuße. Mit einem Male schrie Sey hell aus: „O Himmel, alle guten Geister!“ drängte zurück, trat dabei dem Jäger auf den Fuß und rannte ihm den Stagenfelsen in den Leib.

„Hilf, hilf,“ schrie dieser, „du Schaf, du Schaf, du Schaf mit den Wajzen ein, was hast du.“ — Dann aber sah er auch das fürchterliche und es gelte ein zweiter Schrei durch den Wald. Die beiden Burchen waren in die Arme gestürzt und starrten mit ausgefahrenen und hervorquellenden Augen nach einer Stelle des Waldes, von der aus dem Dunkel ihnen ein grünender Totenschälchen entgegenleuchtete. Aus den Augenhöhlen glühte es, und auch aus dem Munde schien Feuer zu sprühen. Wie an allen Gliedern gelähmt waren die Wildbiede in ihrer Anstielung geblieben, die Gewehre waren ihnen entsallen, die Haare sträubten sich, und große Schweißtropfen perlen von der Stirne über das Gesicht und durchwucherten die Knochenschicht auf diesem.

Sinnlos vor Angst, Gebete und gauderzählige Sprüche murmelnd, erhoben sie sich endlich und rannten, ihre Waffen im Stiche lassend, querwärd. Wie wenn die ganze Hölle ihnen auf den Fersen wäre, so rannten sie leuchtend und stöhnend über Eux und Stein, rissen sich an dornigen Gestrüpp die Kleider und die Haut in Fetzen, stürzten mehrere Male, hoben sich wieder und rosten weiter. Eine gute Strecke hatten sie sichstend zurückgelegt, da taumelten sie wie vom Blitze getroffen wieder zurück. Auch hier glühte ihnen grünelnd ein zweiter Totenschälchen entgegen, und während sich den halbwegsinsinnlichen Burchen ein zweiter furchbarer Schrei entrang, stießen sie leuchtend ins Gebüsch. Wie toll hästeten sie dahin, und als sie endlich in der Nähe des Waldrandes ganz außer Atem und zu Tode erschöpft Halt machen wollten, saßen sie in kurzer Entfernung zu ihrem gemengenen Entgegen den dritten Totenschälchen mit leuchtenden Augen und feurigem Munde.

Stirrend vor Angst und Furcht rannten sie zum Walde hinaus und rannten, bis sie auf einer Wieße fast demutlos zusammensankten. Erst nach langer Zeit erhoben sie sich ein wenig und schickten sich wie zwei Wilder, an allen Gliedern stitend und in Schweiß gebadet, dem Dorfe zu.

Wem ersten Hoffensdrei war Hans Langgraber am anderen Morgen im Wald, und als er gleich beim ersten Totenschälchen, den er abend zuvor mit einiger Mühe an einer Tanne besetzt und in der eine brennende Kerze gestellt hatte, die beiden Gewehre fand, da ging es wie Wetterleuchten über sein Gesicht. Trümpfend rief er: „Ihr habt euren Teil, ihr Gallunken, euch ist das Wildern vergoren.“

Mit pfiffigen Schmunzeln sammelte er alle die Totenschälchen, die er über das ganze Revier, besonders in der Nähe der besten Revierwechsel verteilt hatte, und trat dann mit dem kampflos erbeuteten Waffen und dem kraft gefüllten Kufack den Heimweg an. — Die Wirtshäuserin hatte wieder

erzählte. ... Einmal und nie wieder schloß mich auf 'n Baar, dachte er bei sich, während er laufend Nachdenken erwiderte, Schmeicheleien abhakte, zugleich sie ihm sehr geüben, und viel mehr einlaßte, als er eigentlich wollte. So was ist doch die reine Blaudenode, und zuzuringlich können die Mädchen sein, daß a Schand' ist!

Eine sanfte, bittende Kindesstimme sagte neben ihm seinen Namen. Trotz des Ged's er rannb vernahm er ihren Klang und sah zwei blauschwarze Wäse, die mit schwarzer Schürtheil langsam an ihm hinaufkrochen, denn die Frau, die ihn gerufen hatte, reichte ihm kaum bis zur Schulter. Er sah sie an, halb erpauet, halb entrückt, daß ein Wesen so sein und so zierlich sein könne. Sie sprach sofort, daß sie gelte, reichte ihm mit der verdorbenen Seite eines Schulmädchens ein Paket und sagte dazu ihr melodiöses, leuchtendes Lachen.

„Ich war leider nicht in der Bazarst, als Sie kamen. Nun hat' ich Ihnen das Paket, das vorläufig für Sie da war, durch den ganzen Saal nachgetragen.“

Rothauer griff verzückt nach seiner Wre, aber sie wehrte ab. „Nein, nur untergehoben! Es kostet nichts!“ „Nichts?“ Das ist ja ein weiser Was' auf dem Bazar!“

„Sie läche wie ein kleines, vergnügtes Mädchen, nahm die Papierhülle von ihrem Paket, daß ein rotgebundenes Buch zum Vorschein kam — ein Autographenalbum.“

„Einschreiben, bitte!“

„Was soll ich denn einschreiben?“

„Ihren Namen oder auch noch was hübsches!“

„Sie sah immer noch unter herauf an. Ein kleines Lächeln lag wie ein Sonnenstrahl auf ihrem blaßem Gesicht. Während Rothauer an der Bazarst gebandigt worden war, hatte sie sich in der Garderobe schnell und heimlich eine neue Morphiuminjektion gemacht, — nun war alle Müdigkeit, alle Nervosität verschwunden. Fröhlich und jung sah sie aus, bereit zu allerlei Fröhlichkeiten und Scherereien.“

„Sie müht man maen, Sacherment, das war' sein! Meier seinen kunstreichigen Einreden verzag er, daß er immer noch das Autographenalbum in der Hand hielt.“

„Einschreiben!“ bat sie wieder.

„Ich hab' ja keinen Bleistift da!“

„Bitte!“ Hohheit nahm neben ihm und reichte ihm einen silbernen Stift. Rothauer sah den Bleistift aus blüßlos an; er war's noch nicht gewohnt, daß man seine Unterwürigkeit als etwas schätliches forderte. Schließlich zog er den Handschuh der Rechten aus, wobei sich eine mächtige, didgerierte Tasse enthielt, der man die häuerliche Herkunf' anmerkte.

Anton Rothauer, Kunstmaier,“ schrieb er langsam mit einer großartigen Schrift. Es gab's an und sagte. „Kunstmaier, wissen S', des ist ja a schön's Mäucherwort, daß 'd' Vnt' einen net für an Kunstreicher halt'!“

„Sie dankte und war sehr vergnügt. Er war es auch, denn unter all seiner Wirklichkeit und seiner geschminkten Naturburchenhaftigkeit sah die Eitelkeit und freute sich, wenn sie gefüttert wurde.“

Bon neun Uhr an tanzte man. Saranoff und Lidbe, die sehr viel miteinander tanzten, wurden eifrig bedrögen. Das Lächeln Mama Merz wurde immer festhafter, denn immer lauter tönten um sie her die silbernen Kloden des Reibes.

Lidbe erwiderte vor Stolz, so beschämenderisch und zugleich so ritterlich verstand keiner ihrer Mäucherer Beröcher zu hüßigen, und gar erst Herr Rothauer, der sich auf sein Markt herauszugeben in den wolle, lächelte sich an Saranoff ein Blick, der keinen Irrtum ließe. Mit lächelndem Triumph sah sie den Major und den Prinzen an, die neugierig die kleine Gruppe umstanden. Auch die anderen Damen der Bazarst bildeten erkannt, bestürzt und neugierig auf das hübsche Mädchen dem ein verdorbener Mann die Schokolade hinwarf, als wären es Kieselsteine.

Lidbe frauchte. In einer halben Stunde würde die Gesellschaft mit den Schokolade in ganzen Major bedrögen werden, morgen in aller Form, bei allen Tees, Biermorgens in der ganzen Stadt. Mit freudigen Augen griff sie nach einem Glas, neigte der Kopf ein wenig gegen Saranoff, nippte, reichte ihm das Glas, das noch fast gefüllt war. Er hob es in die Höhe, sah sie an: „A volte tante!“

Er trank aus, warf das Glas mit einer kleinen Bewegung neben sich auf den Boden, daß es zerbrach. „Das zweite, gnädiges Herrlein!“

Lidbe glühte. Sie trank ihm zu, wie das erste, und wie das erste gerodach er das Glas mit einem geschickten Wurf. Drei, viermal wiederholte sich die Scene, dann meinte Lidbe, es sei genug. Er aber sagte lächelnd: „Austehen, Herrlein, bis guet!“ Und als sie abtrat: „Denken Sie an die Seltsamge, gnädiges Herrlein!“ Da nippte sie weiter, bis die sechs Kiesel in Splitter lagen.

Saranoff verneigte sich, zog seine Bleistift und legte eine Hundertmarknote auf den Bisterteller. Mit einer eleganten Geste zu Franziska: „Für die Käse.“

„Sie nahm das Geld mit lächelndem Munde, aber mit völlig abwendenden Augen. Man legte er eine Tausendmarknote auf den Teller und reichte ihr Lidbe.“

„D, Herr Saranoff, auf so viel kann ich nicht herausgeben!“

„Nicht herausgeben. ... Herauszugeben lassen ist bei uns manuais geare. Wajzen Sie mich glücklich und besahlen Sie!“

„Sie nidte, damit glückselig und weigerte sich nun nicht länger, ihm ein wenig im Saale zu promentieren. Mit zurückgehaltener Kopf, hochmütig lächelnd, schritt sie neben ihm, als ginge sie in einem Triumphzug.“

„Was sagen Sie dazu? Wein, lieber Rothauer, was sagen Sie dazu?“ fragte der Prinz, der sich ein Gemisch von Unart und Ritterlichkeit offenbar noch nie gesehen hat. „A bittere Ajiatisch,“ sagte Rothauer gelassen. „Aber's steht ihm! Der Burch hat Schmh! An anderer Kunt' so was net riskier!“

„Was ist die er Fredrichs eigentlich?“

„I weiß net genau! Er studiert halt a Bissel an der Aniverstätt. Sein alter Herr soll sehr reich sein. ... Güter ... Wäzen ... weiß der Knud was noch alles! Der kleine Wäit' da hat eine Wohnung in der Prinzregentenstraße, Bissen! Und Werdin und Wato — allerhand Hochachtung! Aber a damisch's Luder ist er doch.“

„Was ist er?“ fragte der Prinz entzückt.

„A damisch's Luder, also dumm ist er halt! 's Geld so 'naußschmeißer!“

„A, hören Sie,“ sagte der Prinz leise, „er ist doch pffendbar sehr vernunft in dies hübsche Mädchen!“

„Sa, ja, aber deswegen —“

Rothauer vollendete den Satz nicht, aber auch in seinen unausgesprochenen Worten lag die Aufschauung, daß Liebe und Geld zweierlei seien, und daß man eben „ein damisch's Luder“ war, wenn man die beiden Begriffe miteinander verquickte.

Die kleinen Gruppen von Neugierigen, die sich um die Bazarst gesidelt hatten, gestirnten sich, als Lidbe und Saranoff sich entfernten. Die Postillone aber und auch die Verkäuferinnen anderer Wäden bemerkten sich, daß man nun ja Rothauer und den Prinzen mit Ungehoben bedrängen konnte. Es hatte sich schon herumgeredet, daß Rothauers Begleiter ein Prinz sei, und nun schwärmten die jungen Damen emsig wie ein Bienenschwarm um ihn her: „Hohelt, ein paar Wäzen!“ „Hohelt, kaufen Sie mit ein paar Wäzen!“ „Hohelt mögten doch bei uns ein Glas Sekt trinken!“ „Brauchen Hohelt keine Kammgegenstände?“ Hohelt hin — Hohelt her, daß er sich kaum mehr retten konnte. Aber er fand es doch sehr reizend, daß alle diese hübschen Mädchen so zutraulich mit ihm redeten, als kennen sie ihn her weiß wie lange schon.

Um Rothauer drängten sie sich erst recht; er war viel leicht schon heute, ganz genäh aber morgen ein berühmter Mann und lustig obendrein, und einer, von dem Gefächten

(Fortsetzung folgt.)